

handeln >>>>>

DAS MAGAZIN DES HILFSWERKS DER EVANGELISCHEN KIRCHEN SCHWEIZ | Nr. 317

3 / August 2012



Kirchliche Zusammenarbeit
in Osteuropa
im Dienste der Ärmsten

HEKS 

Reformierte übernehmen sozi

Im sozialen Bereich haben die reformierten Kirchen in Osteuropa Sie bauen Dienste auf, die bei uns längst selbstverständlich sind.

VON SUSANNE STAHEL
(TEXT),
ANDREAS SCHWAIGER
(FOTOS)

ZWAR SIND DIE REFORMIERTEN KIRCHEN in Osteuropa eine kleine Minderheit. Doch wenn es um ihren sozial-diakonischen Einsatz für Benachteiligte geht, haben sie die Nase vorn. Im Übergang vom Sozialismus zur freien Marktwirtschaft blieb die soziale Fürsorge in vielen Bereichen auf der Strecke. Vor allem arme, kranke, alte und behinderte Menschen haben ihre soziale Absicherung verloren. Wo es benachteiligten Menschen nicht oder nur beschränkt möglich ist, für sich zu schauen, haben die

reformierten Kirchen in den letzten Jahren eine Reihe von sozialen Diensten aufgebaut. HEKS unterstützt diese Dienste der reformierten Kirchen in Tschechien, Ungarn, Rumänien und der Karpato-Ukraine im Rahmen der Kirchlichen Zusammenarbeit. Welche Projekte HEKS unterstützt, wer die Menschen sind, die von den Projekten der Kirchlichen Zusammenarbeit profitieren, in was für Verhältnissen sie wohnen und welche Geschichten das Leben schrieb, davon berichten die folgenden Seiten.



ale Verantwortung

eine Vorreiterrolle.

Pflege und Betreuung für Ältere zu Hause

Spitex-Dienst in Rumänien

Der 73-jährige Kalman Z. zeigt augenzwinkernd auf sein Bein und meint, Schmerzen habe er nur bei Wetterwechsel. Sein Pferd hat ihn vor zwölf Jahren in den Unterschenkel getreten, die Wunde entzündete sich und muss seit Jahren täglich neu verbunden werden. Stolz weist die Krankenschwester Agnes Lörincz auf den Erfolg hin: Die Wundränder seien nicht mehr entzündet und es habe sich neue Haut gebildet. Einen Spitalaufenthalt können sich in Rumänien die wenigsten RentnerInnen leisten, da ihnen das nötige Geld fehlt, um im Spital überhaupt eine gute Behandlung zu bekommen bzw. um Krankenschwestern und Ärzte dafür zu schmieren. Die Korruption ist auch im Gesundheitsbereich allgegenwärtig.

Dank dem Hauspflegedienst der HEKS-Partnerorganisation Diakonia erhalten kranke Menschen auch in abgelegenen ländlichen Regionen eine gute medizinische Versorgung und können zu Hause bleiben. Ausgebildete Krankenschwestern und Pflegerinnen verrichten die Grundpflege, messen Blutdruck, verbinden Beine oder unterstützen Eheleute bei der Pflege ihrer erkrankten PartnerInnen. Ganz auf sich gestellt ist Margrit K., die seit ihrem Schlaganfall ans Bett gebunden ist. «Öffne die Augen, sonst denken die Leute noch, du schläfst», fordert sie die Pflegerin Irenke Kiss auf und streicht ihr dabei liebevoll über das Haar. Ausser den Spitex-Frauen hat die 83-jährige Bucherverkäuferin kaum noch Aussenkontakte. Die Krankenschwestern richten ihr nach der Körperpflege alles für den Tag und stellen den TV vor dem Gehen wieder so richtig laut – die einzige Unterhaltung, bis eine Nachbarin ihr die Wasserflasche abends nochmals auffüllen wird.

Die gute Seele von Comandau

Im höchstgelegenen, ganzjährig bewohnten Dorf Rumäniens, in Comandau, ist Kato Kadar die gute Seele. Die Krankenschwester kennt alle und sie kennen sie; sie pflegt, berät und organisiert auch im Notfall das Wesentliche. Ihr telefoniert man nach einem Unfall oder bei den ersten Wehen. Nicht immer einfach, denn das Dorf, das mitten in riesigen

Wäldern liegt, ist nur über eine 20 Kilometer lange, miserable Schotterstrasse mit dem nächstgrösseren Ort verbunden. Katos Mann ist Buschauffeur und verrichtet nebenbei Botengänge zur dortigen Apotheke, wenn Katos PatientInnen etwas brauchen.

Auf dem Weg zwischen zwei Hausbesuchen misst Kato zwei älteren Frauen den Blutdruck, die draussen auf dem Bänkli sitzen, und erkundigt sich nach ihrem Befinden. Längst nicht jedes rumänische Dorf hat einen Arzt, da es gerade in abgelegenen Siedlungen zu wenig zu verdienen gibt. Kato misst auch der 90-jährigen Marta P. den Blutdruck, richtet ihr die Medikamente und schaut, ob sie Wasser in den Beinen hat. Dieweil erzählt Marta P. strahlend von ihren elf Kindern, den vielen Enkeln und Grossenkeln und freut sich auf die Hochzeit des ältesten Urgrosskinds. Weiter geht es zu Peter N.

(linke Seite):

Die Pflegerin Irenke Kiss von Diakonia besucht die 83-jährige bettlägerige Margrit K.. Die Patientin muss regelmässig umgelagert werden, damit sie sich nicht wundliegt.

(diese Seite von oben): **Erika Ardelean schaut nach Irenke F. und hilft ihr bei der Ganzkörperpflege.**

Kato Kadar besucht im Dorf Comandau die 90-jährige Marta P.



Der 83-jährige Mechaniker hat zeitlebens in der Holzwirtschaft gearbeitet und ist stolz darauf. Doch auf was genau, hat er vergessen, denn er leidet an Demenz. Kato hilft bei der Körperpflege, seine Frau weint. Wie das Leben mit einem dementen Partner wird, der im gemeinsamen Zimmer ständig alles umstellt, abhängt und rastlos umherläuft, ist kaum vorstellbar. Sehr viele ältere rumänische Paare leben in einem einfachen Raum, Küche, Wohn- und Schlafzimmer zugleich, oft ohne fließend Wasser. Das Leben spielt sich um den Ofen ab, der wärmt.

(von oben): Eine Mutter mit ihrer Tochter vor dem Frauenhaus «Home of Esther».

Maria ist schwer traumatisiert mit ihren drei Kindern ins Frauenhaus geflüchtet und wagt einen Neuanfang.

Unterschlupf für Frauen *Frauenhaus in Brasov für Opfer von häuslicher Gewalt*

«Die Kinder sind hier ruhiger und weinen weniger», sagt Sabina*, die seit ein paar Tagen mit ihren beiden kleinen Kindern im Frauenhaus im rumänischen Brasov ist. Ihr Mann, ein Alkoholiker, schlägt sie seit

sechs Jahren – letzte Woche wieder. Jetzt ist sie gegangen. Wie es weitergehen soll, weiss sie noch nicht. Auch Corina* ist vor ein paar Tagen mit den Kindern von zu Hause geflohen, weil sie die Schläge ihres Mannes nicht mehr aushielt. «Hier gibt es Regeln und klare Bedingungen, zu essen und wir haben alles, was wir uns wünschen, es ist besser als daheim.» Obwohl ihr Mann immer wieder auf dem Bau arbeitet, reicht das Geld nicht, was immer wieder zu Streit führt.

Claudia* hat mit fünf Kindern ihren Mann verlassen, sie ist das zweite Mal im Frauenhaus. Der 36-jährigen Frau fehlen vorne alle Zähne, obwohl der Mann eigentlich mehr in die Augen schlage, wie sie meint. Geldnot, Spielsucht, regelmässiges Verschwinden für längere Zeit, das sei Alltag. Nun hat ihr Mann begonnen, auch die älteren Töchter zu schlagen, diesen Teufelskreis will sie durchbrechen. Wie, das weiss Claudia noch nicht, eigentlich ist sie nur noch müde und möchte schlafen.

Schutz und Zeit zum Nachdenken

Die reformierte Kirchgemeinde von Brasov engagiert sich seit 2003 gegen häusliche Gewalt und hat vor vier Jahren das Frauenhaus «Home of Esther» eröffnet. Gewaltbetroffene Frauen finden mit ihren Kindern bis maximal drei Wochen Schutz und Ruhe vor Fäusten, Bedrohungen und Beschimpfungen. Psychologinnen, Betreuerinnen und eine Sozialarbeiterin unterstützen sie darin, ihre Situation zu reflektieren und zu planen, wie es weitergeht. Dies mit dem Ansatz, dass die Frauen aus ihrer Opferrolle herausgeholt werden, indem sie gemeinsam die Verhaltensmuster anschauen und nach neuen Verhaltensformen suchen. Die Frauen werden darin angeleitet, über ihre Gefühle, ihre Beziehungsdynamiken und ihr Leben nachzudenken. Oft fehlten den betroffenen Frauen bis dahin Zeit und Möglichkeit. Es braucht laut den Psychologinnen für eine Verhaltensänderung mindestens zwei Jahre Therapie. Ehemalige Klientinnen berichten denn auch, dass sie sich wehren und schützen gelernt haben, aus Abhängigkeiten herausfinden, geschieden sind und heute alleine besser leben. Andere Frauen versuchen zu bleiben und mit ihren Männern einen neuen Weg zu finden – wenn möglich werden die Männer in die Therapie mit einbezogen.

Ein Neuanfang

Maria* und Elena*, zwei junge Rumäninnen Anfang zwanzig mit zwei respektive drei Kindern lernen sich im Frauenhaus «Home of Esther» kennen. Sie freundeten sich an, beide schwer traumatisiert, seit Jahrzehnten misshandelt und teilweise spitalreif geschlagen. Ohne Familie oder soziales Netz haben die jungen Frauen keinerlei Schutz. Gemeinsam haben sie eine kleine Zweizimmerwohnung gemietet und sind zusammengezogen: Maria packt seit kurzem in einer Milchfabrik Schokolade und Käse ein, Elena hütet alle fünf Kleinkinder. Maria verdient 125 Euro im Monat, ihre gemeinsame



Wohnung kostet 100 Euro und pro Kind erhalten sie vom Staat 9 Euro Kindergeld. Den beiden bleibt nach Begleichen des Mietzinses genau 70 Euro, im Winter folgen horrende Heizkosten, und trotzdem sind sie voller Zuversicht, dass sie es dank ihrer Freundschaft und ihrem Willen packen.

Ambulante Beratung und Therapie

Parallel dazu beraten die Fachfrauen ambulant in der ansprechend eingerichteten Praxis die ratsuchenden Frauen und bei Bedarf ihre Kinder – und bieten Therapien an. Seit Jahren machen sie erfolgreich Sensibilisierungs- und Vernetzungsarbeit mit Behörden und Polizei sowie Informationskampagnen zu häuslicher Gewalt. Eine Juristin ziehen sie bei Bedarf bei. In Rumänien ist häusliche Gewalt strafbar und wird je nach Schweregrad inzwischen auch mit Gefängnis geahndet. Lange drohte dem Täter nur eine Geldbusse, die aus dem Haushaltsbudget finanziert wurde, worunter einmal mehr die Frau litt.

(von oben): Kinder in der Romasiedlung von Vilmány. Die Wohnverhältnisse sind prekär.

Im Kirchgemeindehaus werden die Kinder auch verpflegt.

Die 17-jährige Monica Horvath hat früher das Schutzhaus besucht und geht heute ins Gymnasium.



Ein Ort für Kinder

Förderung von Romakindern in Ungarn

Vilmány ist eine Gemeinde im Norden Ungarns mit rund 1400 EinwohnerInnen. 85 Prozent der Bevölkerung sind Roma, unter den Kindern nahezu 100 Prozent. Diese Kinder leben in sehr armen Verhältnissen, die wenigsten haben genügend zu essen, viele haben Elternteile oder Geschwister im Gefängnis und müssen sich neben der Schule noch um die Geschwister kümmern oder sonst der Mutter helfen. Fließendes Wasser gibt es in der Siedlung kaum, eine Kanalisation auch nicht, viele Familien leben in ein bis zwei Zimmern, viele leiden unter Tuberkulose. Des Nachts kommen die Ratten durch die undichten Haustüren, beissen und verbreiten den Bazillus weiter.

Die Romakinder aus Vilmány sind in der schulfreien Zeit immer im Kirchgemeindehaus, von ihnen Schutzhaus genannt, willkommen. Hier werden sie von einem Team von Lehrerinnen, Psychologinnen und Freiwilligen gefördert und gefordert mit pädagogischen Spielen, Musikunterricht oder der Vermittlung von Werten: Sie lernen, was Eigentum ist, was Zuverlässigkeit bedeutet und wie man respektvoll miteinander umgeht. Wenn nötig, werden sie unterstützt, wenn sie etwas brauchen, etwa eine Empfehlung für eine weiterführende Schule. Gleichzeitig erhalten sie im Kirchgemeindehaus Mahlzeiten.

Das Pfarrehepaar Levente und Zsouza Sohayda hat vor zehn Jahren die Arbeit mit den Romakindern begonnen aufzubauen und spielt bis heute eine zentrale Rolle. Es gelang ihnen in der Zwischenzeit, viele Freiwillige aus der Kirchgemeinde mit einzubeziehen und mit ihnen ihre Arbeit weiter



auszubauen. So beteiligen sich die Freiwilligen bei der Betreuung von den Kindern, bei Bauarbeiten oder der Imkerei der Kirchgemeinde.

Schritt in ein selbstbestimmtes Leben

Monica Horvath (17) aus der Romasiedlung in Vilmány besucht seit drei Jahren in Sarospatak das Gymnasium. Sie ist inzwischen die beste Schülerin des Gymnasiums, hat bereits Preise gewonnen und wird in einem Jahr die Matura machen. Später möchte sie Katechetin oder Kindergärtnerin werden. Es zieht sie zurück nach Vilmány, sie möchte mit dem Pfarrehepaar Levente und Zsouza Sohayda in der Kirchgemeinde mit den Romakindern arbeiten, in den Jugendlagern eine aktive Rolle spielen und ein Vorbild sein. Damit möchte sie auch etwas zurückgeben, denn dank der Förderung und dem Empfehlungsschreiben für das Gymnasium, dank ihrer Zeit im «Schutzhaus» und dank der psychologischen Betreuung hat sie den ersten Schritt in ein selbstbestimmtes Leben geschafft. Trotz dem

Die Suppenküche und die Bäckerei von Beregszasz, wo täglich für die arme Bevölkerung 300 Portionen zubereitet werden.



Heimweh, das sie im fernen Sarospatak plagt. Auch die Berufskarriere von Zoltan Kertes (22) begann in der Kirchgemeinde. Seit zwei Jahren arbeitet das einstige Pflegekind nun als Koch in einem Restaurant. Dank dem Stipendium für die Fachschule und dank der Unterstützung beim Stellensuchen hat der junge Mann eine Arbeitsstelle, einen Beruf und eine Zukunft. Auf das «Schutzhaus» angesprochen, sagt er: «Wie ich das erste Mal kam, spürte ich, dass es hier eine Gemeinschaft gibt, in der ich willkommen bin. Ich gehörte dazu, so, wie ich bin.» Zoltan wurde Koch, weil er in den Jugendlagern in der Küche helfen durfte und es genoss, gemeinsam etwas zu machen – auch kochen.

Brot und Suppe für die Armen

Diakonische Arbeit in der Karpaten-ukraine

Wohl nirgendwo in Europa änderte eine Region in den letzten 100 Jahren soviel die Staatszugehörigkeit wie die Karpaten-Ukraine: Ein 84-jähriger Bauer wohnte in der dortigen Stadt Beregszasz, ohne je umgezogen zu sein. Geboren wurde er in Österreich-Ungarn, bald wurde er Bürger der Tschechoslowakei, dann Ungarn, drei Wochen Rumänien. Es folgten Jahrzehnte in der Sowjetunion und nun seit der Wende 1991 gehört das Gebiet zur Ukraine: Wechselnde Regierungen, Gesetze und Währungen, immer mal wieder ein neuer Pass, der Acker und die Nachbarn bleiben gleich. Im Vergleich zu früher ist der Lebensstandard gesunken, die Arbeitslosigkeit liegt bei 60 Prozent, die Altersarmut ist enorm. «Die eine Hälfte funktioniert nicht, die andere ist ein Problem», fasst ein Kirchenmitglied den Alltag der Leute hier zusammen.

In Beregszasz unterstützt HEKS die reformierte Kirche, die dort unter anderem eine Suppenküche und eine Bäckerei führt. Pro Tag werden etwa 300 Portionen zubereitet. Zum Teil holen die vom Sozialamt ausgewählten Bedürftigen die Suppe und das Brot ab, zum Teil wird es ihnen von Sozialarbeiterinnen gebracht. Begünstigte, die die nötigen Voraussetzungen mitbringen, sollen in Zukunft jedoch vermehrt in ihrer Eigeninitiative unterstützt werden, sei dies bei der Gartenarbeit oder etwa mit einem Kochkurs.

Suppe und Brot erhalten hauptsächlich ältere Menschen, die irgendwann durch alle Maschen des sozialen Netzes gefallen sind. Weil die Rente nirgendwohin reicht, weil sie vereinsamt sind oder krank wurden, weil sie das Haus für Medikamente etc. verkaufen mussten und sie obdachlos wurden, weil die eigenen Kinder im Ausland sind oder sich nicht mehr melden, weil es den Nachbarn und Freunden genauso schlecht geht und man sich ge-

gegenseitig nicht mehr helfen kann. An den Wänden in den Wohnungen und Häusern zeugen vergilbte Hochzeits- oder Familienfotos von einem anderen Leben; verstaubte Bücher, Porzellan oder schöne Wandteppiche sind Fenster in diese andere Zeit.

Auch die 78-jährige Russin Maria leidet ob ihrer Situation, ihr Zimmer in einem verwahrlosten Wohnblock für Obdachlose ist eine kleine Oase. Ihr Versuch, unter diesen ärmlichen Umständen ihre Würde zu wahren, braucht fast übermenschliche Kräfte. Es ist sauber bei ihr, in zwei schönen Vasen stehen frische Blumen und auf dem Sims die frisch gewaschenen Pantoffeln, täglich macht sie Turnübungen. Als ihr Mann erkrankte, konnten die Operationen und der Spitalaufenthalt nur mit dem Hausverkauf beglichen werden. Ihr Mann starb trotzdem, sie wurde obdachlos und ihre drei Kinder in Kiew und Holland melden sich nicht mehr. Weil sie selber die Mahlzeit nicht abholen kann, bringt ihr jemand das Essen vorbei.

Auch dem blinden Dancs bringt jemand täglich die Suppe und das Brot. «Mein Radio ist meine Frau», erklärt er und zeigt auf das Radio auf dem Nachttisch. Dabei strahlt er über das ganze Gesicht, als ihm die Mahlzeit überreicht wird. Früher hätte er noch auf Kassetten gesprochene Predigten erhalten, ob es so etwas noch gebe? Seine Frau und der einzige Sohn sind längst gestorben, er lebt alleine und hat Zeit, zuzuhören.

Täglich holt der 36-jährige Josef, der mit seiner an Depressionen leidenden Freundin Timea zusammen wohnt, die Suppe und das Brot bei der Verteilstelle ab. Es ist die einzige warme Mahlzeit, die die beiden zu sich nehmen. Aufgewachsen ist Josef bei einer Nachbarin, als Baby wollte ihn seine Mutter in den Bach werfen. Heute lebt er vom Betteln, die Freundin strickt für Kinderkrippen Pullover und Socken.

Die 73-jährige Marta teilt ihre Einzimmerwohnung mit ihrem Sohn, der unter starken Rückenschmerzen leidet. Siedert von den Schmerzmedikamenten liegt er im Bett und möchte nur ungestört sein. Deshalb ist Marta so oft sie kann draußen in ihrem Garten, wo sie auch Gemüse und Blumen anpflanzt, die sie wenn möglich auch verkauft. Doch mit dem kranken Sohn reicht das nie zum Leben. Darum ist sie froh um die warme Mahlzeit, die sie und ihr kranker Sohn täglich bekommen.

* Alle Namen geändert

(von oben): Täglich holt Josef die Suppe und das Brot bei der Verteilstelle ab.

Weil Maria nicht mehr selber zur Verteilstelle gehen kann, werden ihr das Brot und die Suppe nach Hause geliefert.

Auch der blinde Dancs freut sich über die Mahlzeit und den Besuch. Er lebt alleine.

